

SABINE KLAR

SOLLEN WIR WIEDER WISSEN, WO`S LANGGEHT?  
UMGANG MIT EXPERTINNENWISSEN IN DER SYSTEMISCHEN THERAPIE

BEMERKUNGEN ZUM JOUR FIXE DER ÖAS 16.5.2009

SCHRIFTENREIHE DES IAM 13



ERLAFSTRASSE 7/30  
1020 WIEN  
TEL & FAX: 320 78 17  
MAIL: IAM@IAM.OR.AT  
NETZ: WWW.IAM.OR.AT

**IAM**

INSTITUT FÜR ANGEWANDTE MENSCHENKUNDE

Der Titel dieser Podiumsdiskussion, die von Stefan Geyerhofer initiiert wurde, lautete ursprünglich anders, nämlich: „Die Kybernetik II ist tot. Es lebe die systemische Therapie“. Ich habe mich deshalb gegen diesen Titel gewehrt, weil mir die spezifische Haltung und erkenntnistheoretische Position, die bei uns unter dem Kürzel „Kybernetik II“ laufen, im Therapie- und Ausbildungsgeschehen nach wie vor sehr wichtig ist, während ich mit dem Kürzel selbst und auch mit dem Theoriebezug bzw. -umgang, der damit in Zusammenhang steht, nicht mehr viel anfangen kann.

Ich möchte eingangs ein paar ausgewählte Sätze aus Stefans Eingangspositionierung (aus dem Gedächtnis) zitieren, weil sie aus meiner Sicht sehr deutlich machen, worum es ihm zu gehen scheint und welche Bewertungen er damit transportiert: *„eine kritische Evaluierung der Kybernetik II hat bei uns nicht stattgefunden; Wir quälen nach wie vor unsere StudentInnen mit dem „Epistobabel“, während man in der internationalen Entwicklung „schon weiter“ ist; Wir haben die internationale Entwicklung, welche in Richtung Störungswissen geht, in den letzten 15 Jahren „verschlafen“; Man muss als SystemikerIn keine KonstruktivistIn sein – in anderen Ländern spielt das z.B. gar keine Rolle; wir verunsichern Studierende mit klinischer Vorbildung, indem wir Zweifel säen, ob ihr Wissen sich im konkreten Kontakt mit KlientInnen immer nutzbringend erweist; wir verwechseln die vor KlientInnen eingenommene Haltung des Nicht-Wissens mit tatsächlichem Nicht-Wissen; wir vermiesen das Lesen von Fachliteratur; wir reduzieren systemische Therapie auf Haltung; manche Techniken, Methoden werden ausgegrenzt; das Intervenieren selbst in Frage gestellt; wir machen auf diese Weise international keine Karriere und können nicht mit Leuten in klinischen Einrichtungen reden, die vom Vorhandensein von Störungen ausgehen; wir leben einen Widerspruch, wenn wir die Haltung, die sich aus der Kybernetik II und dem Konstruktivismus ergibt, dogmatisieren; wir haben uns von den Wurzeln der systemischen Therapie entfernt usw.“*. Ich muss sagen, dass Stefans Geschichte gut gemacht und vermittelt wurde – eine Sammlung unterschiedlichster Aspekte, untersetzt mit impliziten Bewertungen, verbunden mit Witz und bissiger Ironie und – das muss ich leider sagen – ohne jede selbstreflektierende Distanz der eigenen Position gegenüber. Eine solch polemische Erzählung wirkt, das kann man sagen. Sogar ich spürte beim Zuhören Anflüge von Peinlichkeit, Angst und schlechtem Gewissen und fühlte mich aufgefordert, an bestimmten Stellen mitzulachen – bis ich daraufkam, dass es eben genau darum geht: Sprache wirkt. Bestimmte Geschichten, z.B. über die letzten 15 Jahre in einer therapeutischen Vereinigung, wirken. Erzählungen über das Zustandekommen von Störungen wirken auch. Und es scheint mir – genauso wie allen anderen SystemikerInnen, denen es um die sich selbst reflektierende Haltung geht – wichtig, sich mit solchen Geschichten nicht vollständig zu identifizieren, sondern sie in ihrer Wirkung im Blick zu behalten und zu wissen, dass es zu denselben Ereignissen und Zuständen auch noch ganz andere Beschreibungsformen gibt, die den beteiligten Personen vielleicht eher entsprechen.

Dass ich persönlich in den letzten 10 Jahren eine kritische Reflexion meiner eigenen erkenntnistheoretischen Position und davon ausgehenden Haltung betreibe, weiß glaub ich jeder, der mich und das IAM näher kennt. Auch Stefan weiß das, wenn er sich auch nie daran beteiligt hat (dieser Satz ist auch polemisch, ich weiß). Ich arbeite ja nicht umsonst mit einem Philosophen zusammen. Aber sei's drum. Wichtig scheint mir vor allem, dass der erkenntnistheoretisch geprägte Diskurs (alias „Theorie“) nicht schon wieder abgesetzt wird vom konkreten therapeutischen Handeln (alias „Praxis“) und vom Umgang mit Information (z.B. Störungswissen). Diese immer wieder bemühten Unterscheidungen verkennen völlig,

dass jedes Tun und Wissen auf der Basis von sprachlichen Kategorien und Vorannahmen über Wichtigkeiten entsteht, die mitbedacht werden müssen, wenn sie nicht unreflektiert ins therapeutische Geschehen Eingang finden sollen. Und natürlich ist es dazu auch in der Ausbildung nötig, Studierende genau dort zu verunsichern – d.h. zum Nachdenken zu bringen – wo sie sich der Relevanz ihres Vorwissens besonders sicher sind. Die Frage ist immer, welche „Welt“ durch die Fassung in Sprache konstruiert wird – wie gesagt: Sprache wirkt. Philosophisch gesehen geht es dabei meines Erachtens um den Gewinn einer gewissen Urteilsfähigkeit, die es ermöglicht, mit Beschreibungen und darin enthaltenen impliziten Bewertungen bewusst umzugehen. Dass das so leicht ist und im Ausbildungsgeschehen – z.B. bei der Diskussion von Fallgeschichten – eigentlich sowieso schon selbstverständlich, halte ich für einen großen Irrtum. Ich bemerke zumindest oft, dass es aus meiner Sicht nicht ausreichend (genau) geschieht. Das spielt ja sicher auch in diese Diskussion hinein: wenn sich Stefans Meinung in der ÖAS durchsetzt, dann müssen wir uns alle mit etwas ganz Bestimmtem, angeblich besonders Wichtigem befassen. Wir müssten dem dann wahrscheinlich auch in der Ausbildung mehr Platz einräumen, was angesichts der Begrenztheit von Ressourcen dazu führen wird, dass für anderes weniger Zeit bleibt. Was gilt denn als relevantes Wissen bei uns? Wollen wir das wirklich festlegen bzw. uns von irgendwelchen Leuten (hier wieder meine eigene Polemik) darin festlegen lassen? Es entstand bei mir der Eindruck, dass die systemische Haltung, die mir im Kontakt mit KlientInnen wie StudentInnen so wichtig erscheint, aus Stefans Sicht in viel kürzerer Zeit vermittelbar wäre. Meiner Meinung nach würde das aber genau zu der anscheinend von ihm präferierten Pseudo-Haltung führen – man tut den KlientInnen gegenüber, als wüsste man noch nicht, weiß aber in Wirklichkeit genau Bescheid – eben wo's lang geht. Den StudentInnen gegenüber weiß man das sowieso, denn die wollen das auch – sie verlangen ja nach einer bestimmten Art ExpertInnen für ihr Geld. Apropos „Erfolg“ bei StudentInnen, aber auch in internationalen Kreisen und klinischen Milieus: welche Relevanz hat dieser Aspekt eigentlich und welche soll er für SystemikerInnen haben? Wollen wir unser „Eigenes“ vertreten oder primär marktorientiert denken und handeln? Sicher ist auch der Bezug auf die Eigenart der eigenen psychotherapeutischen Richtung eine immer wieder neu zu reflektierende Festlegung. Ich denke aber, dass dieser Diskurs unabhängig sein sollte von marktwirtschaftlichen Überlegungen – das ist sicher eine für mich sehr spezifische ethische Position, für die es aber auch Rückhalt im Psychotherapiegesetz und in den diversen Ethik-Codices gibt. Eines weiß ich – sollte sich Stefans Position der systemischen Haltung gegenüber in der ÖAS durchsetzen, dann ist für mich der Augenblick gekommen zu gehen. Und das, obwohl ich seine Inputs bei diversen Ausbildungsseminaren in von mir geleiteten Curricula immer geschätzt habe und schätze. Ich denke, dass jeder von uns das in Therapie und Ausbildung einbringt, was er oder sie besonders gut kann. Stefan hat da sicher ganz andere Begabungen und ein anderes Schwerpunktwissen als ich. Solange die kritische Distanz gegenüber jedem Wissensinhalt und jeder methodischen Fokussierung erhalten bleibt – im Dienst von KlientInnen und StudentInnen, die sich auf ihre jeweils spezifisch eigene Weise auf die Suche begeben müssen – ist das auch gar kein Problem. Zum Problem wird es dann, wenn Stefans doch sehr bewertende Position verhindert, dass Studierende von LehrtherapeutInnen lernen können, die diese Position infragestellen. Heutzutage bestätigt das dominante Gerede im psychosozialen Feld jedenfalls das Störungs- und Wirksamkeitswissen. ProfessionistInnen gewinnen aus der Identifikation damit Sicherheit. Ich denke, dass SystemikerInnen hier eine – wenn auch zunehmend marginalisierte – andere Position einnehmen müssen. Sie gewinnen Sicherheit nicht aus der Identifikation mit bestimmten Wisseninhalten oder methodischen Festlegungen und schon

gar nicht aus dem, was - bei wem auch immer - als erfolgreich gilt, sondern aus der Fähigkeit, sich trotz Vorwissens beweglich zu halten und sich davon ausgehend Schritt für Schritt, gemeinsam mit den KlientInnen, in die Landschaft hinein zu begeben, die sich während des stattfindenden Gesprächs jeweils kommunikativ auftut. Dabei ist es ununterbrochen notwendig, Vorwissen unterschiedlichster Art einzubringen und sich davon gleichzeitig nicht vereinnahmen zu lassen.

An dieser Stelle möchte ich wieder meine inzwischen wahrscheinlich altbekannte Metapher vom Wildgehen bemühen und anhand dessen beschreiben, was mir im Therapie- und Ausbildungsgeschehen besonders wichtig erscheint. „Sollen wir wieder wissen, wo's langgeht?“ Diese Frage lässt an einen Weg in einer Landschaft denken, den ein Experte kennt und auf dem sich eine nicht so kompetente Person – in eine andere (bessere?) Gegend führen lässt. In meiner Metapher bedeutet „Gehen auf einem vorgebahnten Weg“ bei etwas bleiben, das schon anderen wichtig war, an etwas festhalten, das sich bewährt hat, so zwischen Weg und Umgebung unterscheiden, wie es schon andere getan haben. Man folgt Abzweigungen, die andere gefunden haben, manchmal ist man sehr zielbezogen und schnell unterwegs und orientiert sich nur mehr an diversen Markierungen. Man hat Landkarten zur Verfügung und verwendet sie im Sinn einer Handlungsanleitung. Auf die Therapiesituation bezogen: die gegebene Lage (jene des Klienten und jene zwischen Therapeutin und Klient) ist bereits bekannt, wurde bereits andernorts interpretiert. Es gibt vorgegebene Begrifflichkeiten, Unterscheidungen, Methoden, die sich als wirksam und praktikabel erwiesen haben. Jemand weiß darüber Bescheid – jemand anderer nicht. „Wildgehen“ bedeutet demgegenüber, von den vorgebahnten Wegen abzuweichen bzw. abweichen zu können, sich mitten ins Dickicht zu begeben um dort – Schritt für Schritt – herauszufinden, wo es weitergeht, wo sich Durchgänge und neue Aussichten eröffnen. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten der Fortbewegung - der Weg entsteht in dem Moment, in dem er begangen wird. Man hat zur Sicherheit Landkarten und ein Peilgerät bei sich, aber orientiert sich nur bei Bedarf daran. Obwohl die gegebene Lage vielerorts bereits behandelt und interpretiert wurde und es vorgegebene Begrifflichkeiten, Unterscheidungen, Landkarten, Markierungen, Wege gibt – orientiert man sich nicht primär daran, sondern entwirft gemeinsam mit den KlientInnen den Weg in jedem einzelnen Augenblick neu. Man entwickelt die Fähigkeit zur Abweichung vom Vorgegebenen, traut sich mitten ins Dickicht des immer Neuen hinein und weiß, dass es trotz aller Markierungen unendlich viele mögliche Wege gibt. Und man ist sich bewusst, dass man den Weg erschafft, indem man ihn beschreitet. Wichtig zur Abgrenzung immer wieder auftauchender Missverständnisse: auch in einer Landschaft, in der ich wild gehe, gibt es bereits eine Menge Vorgebahntes – das Wissen darüber kann Sicherheit geben, die Beschränkung darauf engt aber ein. Man kann Landkarten im Rucksack haben und trotzdem wildgehen. Wildgehen ist jedenfalls etwas ganz anderes als blindlings umher zu irren. Das Expertentum beim Wildgehen besteht darin, verschiedene Landschaften, Bodenverhältnisse, Wetterlagen, Wuchsformen, Viecher, wandernde Menschen zu kennen, auf vielen Wegen gewandert zu sein; aus dem Dickicht herausfinden zu können (hilfreiches Wissen dabei kann sehr viel verschiedenes sein). Ich bin dafür, dass man sich vor dem Wildgehen nicht fürchtet – es aber auch nicht verharmlost. Beim „Wege bahnen“ sollte man sich und die eigene Wirkung jedenfalls selbst im Blick haben können. Im Hinblick auf die Ausbildung: ich finde es wichtig, Landkarten und gebahnte Wege zu vermitteln (deshalb setze ich ja Experten wie Stefan in meinen Curricula ein). Aber genauso wichtig finde ich es, sichtbar und erlebbar zu machen, dass davon im Dienst der Menschen, um die es geht, immer wieder abgewichen werden muss

und dass Bahnungen (wie auch immer sie entstehen) mit der Landschaft etwas machen. Indem ich gehe, erschaffe und gestalte ich.

Abschließend möchte ich dafür plädieren, die Fähigkeit zum Wildgehen im therapeutischen Geschehen als für die systemische Fachrichtung hoch relevantes Merkmal beizubehalten. Begründungen: sobald wir uns zu sehr mit unserem Vorwissen identifizieren, verlieren wir das Spezifikum unserer therapeutischen Schule, das genau in der Anstrengung besteht, die möglichen Wirkungen des Vorwissens im Blick zu behalten, sich der dadurch gebahnten Wege und gestaltenden Einflüsse bewusst zu sein und sich von ihnen nicht gefangen nehmen zu lassen. Eine zu starke Fokussierung der Ausbildung auf vorhandenes und erlernbares ExpertInnenwissen, könnte das unmöglich machen. Von Wissen bzw. diversen Vor-Informationen kann man an sich nicht genug bekommen - außerdem ist man auf andere angewiesen, die es vermitteln und verkaufen. Aus der Mächtigkeit angeblich relevanter Wissensinhalte ergibt sich Abhängigkeit, Hierarchie, Reduktion möglicher Wege, Richtungen und Bewegungsarten und Ablenkung von den eigenen Ressourcen und der eigenen Gestaltungsfreiheit und Verantwortlichkeit durch die Fokussierung auf angeblich relevante Autoritäten. Mein Ziel in der Ausbildung ist deshalb, den Studierenden zu ermöglichen, zum Joker zu werden. Sie sollen sich ballastfrei bewegen lernen, die Fülle der Wege entdecken, sich angstfrei darauf einlassen können, was sich immer neu im Moment auftut. Ich möchte ihnen ihre eigenen Ressourcen zugänglich machen, damit sie sie für die Gestaltung im therapeutischen Geschehen verwenden können. Wie unter Studierenden bekannt, vermittele diesen Ansatz mittels meines eigenen Tuns als Ausbilderin: ich zeige ihnen während des Vermittlungsprozesses, wie sich durch ihr und mein kommunikatives Tun Wege öffnen und verschließen und kommunikative „Welten“ entstehen. Auf dieser Basis sollen sie dann entscheiden und unterscheiden lernen, was im Moment des Geschehens hilfreiches Wissen sein könnte, an welchen Kommunikationssystemen sie sich mit den Klientinnen gemeinsam beteiligen wollen und an welchen nicht, welche Unterscheidungen sie fokussieren, welche Sprache sie verwenden möchten. Es geht mir darum, sie zum Denken anzuregen und davon ausgehend eine reflektierte Urteilsfähigkeit in der gegebenen Lage mit den konkreten Menschen und ihren Themen zu gewinnen. Um sich ganz mit dem Interesse der diversen Gegenüber befassen zu können, müssen sie um ihr eigenes Interesse und ihre eigene Position in der Welt wissen und dafür Sorge tragen können. Als Ausbilderin ist es mir wichtig, darüber Klarheit gewonnen zu haben, was ich durch diese Fokussierung mit erschaffe und darin transparent sein, sie verantworten zu können. Tendenziell fördere ich die Reduktion auf das Einfache, Wesentliche und Handhabbare und versuche, die Unabhängigkeit der Studierenden, auch von mir selbst, zu fördern – ich möchte von ihnen nicht so wichtig genommen werden. Viel relevanter ist für mich die Weckung ihrer eigenen Kompetenz im Zugang und Umgang mit Menschen. Zum Thema Fachliteraturbezug, denn auch hier gibt es immer wieder Missverständnisse: Grundsätzlich habe ich nichts gegen das Lesen, mir ist aber Weite in den Zugängen und Vielfalt wichtig. Das Problem besteht hier wieder in der Begrenztheit zeitlicher Ressourcen: wenn man ausgiebig Fachliteratur liest, kommt man u.U. nie zu etwas anderem und es führt v.a. bei oberflächlichem Lesen – nicht zu der geistigen Beweglichkeit, die ich anstrebe. Auf jeden Fall erscheint mir Gelesenes für das Therapiegeschehen nur dann relevant, wenn Bewusstheit darüber besteht, was es will und erschafft und bahnt.